



# Und alle schauen weg

## Warum viele nicht eingreifen, wenn andere in Not sind

Bloß nicht einmischen. Blöd – aber die Tendenz, lieber auf den Zuschauerrängen zu bleiben und keine Zivilcourage zu zeigen, hat System.  
Foto: Bert Hardy/Getty Images

**S**tellen Sie sich vor, Ihnen passiert etwas – Sie haben einen Herzinfarkt auf offener Straße, rutschen im Winter aus und verletzen sich beim Aufprall am Kopf, oder Sie werden am Bahnhof zum Opfer von Gewalt. Würde Ihnen jemand zu Hilfe eilen, die Rettung rufen oder schlichtend eingreifen? Würden Sie selbst Ihre helfende Hand ausstrecken, wenn sich ein ähnlicher Vorfall in Ihrem Umfeld ereignet? Natürlich, werden Sie sagen, so viel Zivilcourage muss sein – doch die Realität sieht anders aus. Richtig ist, dass unter bestimmten Umständen auch Sie tatenlos bleiben würden.

Das gilt besonders, wenn Sie nicht alleine zuschauen. Größere Menschengruppen zeigen sich geradezu unfähig, in brenzligen Situationen Zivilcourage zu zeigen. Je größer die Gruppe, desto unwahrscheinlicher wird ein Eingreifen. Nicht, weil die Gesellschaft verdorben und man selbst ein schlechter Mensch ist, sondern weil einfache psychologische Mechanismen uns vom Helfen abhalten. Sozialpsychologen haben dieses Phänomen Bystander-Effekt getauft.

Auslöser für die Bystander-Forschung war ein spektakulärer Mordfall im Jahr 1964. Kitty Genovese befand sich nachts auf dem Weg nach Hause, als sie von einem Fremden angegriffen wurde. Auf offener Straße, mitten in New York, stach der Mann zweimal auf die 28-Jährige ein. Sie versuchte sich zu wehren, schrie um Hilfe. Lichter gingen an, Fenster wurden aufgeklappt, ein Nachbar rief „Ruhe“. Der Täter griff erneut an, verfolgte Kitty in den Hinterhof, vergewaltigte und tötete sie.

Eingegriffen hat niemand, nur ein Nachbar rief die Polizei. Als die Beamten die Ermittlungen aufnehmen, fanden sie 38 Zeugen, die die Tat beobachtet hatten.

Der Fall machte weltweit Schlagzeilen, warf er doch die Frage auf, warum Menschen sich in Notfällen so ungerne einmischen. Wie kann es sein, dass 38 Menschen einen Mord beobachten und keiner einschreitet? Psychologen und Soziologen machten sich auf die Suche nach einer Antwort. In Experimenten haben sie Schauspieler epileptische Anfälle vorspielen lassen, künstliche Feuer gelegt, Starkstromunfälle simuliert, sexuelle Belästigung vorgetäuscht – und geschaut, wann Menschen sich einmischen.

„Man sollte meinen, je mehr Leute da sind, desto eher wird geholfen. Das Gegenteil ist der Fall“, sagt Margarete Boos, Professorin für Psychologie an der Uni Göttingen. In Gruppen entstünden Barrieren, die Menschen am Helfen hindern. So bewirken Gruppen, dass Verantwortungen verschimmen. Während sich der einzelne Helfer klar in der Pflicht sieht, verteilt sich die Verantwortung in Gruppen auf sehr viele Schultern. „Jeder stellt sich die Frage: Warum eigentlich ich?“, sagt Boos. Es komme zu einer Verantwortungsdiffusion, bei der jeder die Notwendigkeit zu handeln zwar erkennt, aber nicht bei sich selbst. Damit es zu so einer Situation kommt, muss nicht gleich ein Mord geschehen; der Effekt setzt schon bei sehr viel alltäglicheren Problemen ein.

Vor wenigen Monaten etwa passierte einer jungen Mutter in Neu-Ulm ein Missgeschick: In einem Moment der Unachtsamkeit rollte ihr

Kinderwagen samt Tochter am Donauufer Richtung Fluss und landete mit den Vorderrädern im Wasser. Die junge Frau wurde panisch, war nicht in der Lage, den Kinderwagen alleine aus dem Fluss zu ziehen und schrie um Hilfe. Obwohl mehrere Passanten an ihr vorbeigingen, reagierte nur ein junger Mann auf der anderen Donauseite – er schwamm zur Notfallstelle und zog den Kinderwagen aus dem Wasser.

„Auf ihn traf die Verantwortungsdiffusion nicht zu“, sagt Sozialwissenschaftlerin Katrin Alle von der Uni Stuttgart. Der Retter habe die Entscheidung zu helfen alleine am anderen Donauufer treffen können, während sich direkt neben der Frau Menschen in der Gruppe gegenseitig unbewusst beeinflussten. „Die

Verantwortungsdiffusion lastet so stark auf jedem, dass alle blockiert sind“, sagt Alle.

Damit nicht genug: Ein weiterer psychologischer Effekt bewirkt, dass die Menschen erst gar keinen Handlungsbedarf erkennen. „Wenn ich mir nicht sicher bin, wie ich eine Situation zu deuten habe, ziehe ich andere Menschen als Informationsquelle heran. Reagiert jemand, schaut jemand hin? Am Ende beobachten sich alle gegenseitig und keiner handelt“, sagt Boos. Pluralistische Ignoranz nennt sie diesen Zustand. Das Urteil unserer Mitmenschen ist so wertvoll, dass wir dafür mitunter unser eigenes Urteil hintanstellen. Wissenschaftler konnten zeigen, dass Menschen sogar dichtigen Rauch in einem geschlossenen Raum ignorieren, wenn keiner ihrer Mitmenschen eine Reaktion zeigt. So kann es selbst in eindeutigen Notfällen sein, dass Menschen nicht helfen, weil sie die Untätigkeit ihrer Mitmenschen als Zeichen dafür interpretieren, dass alles in Ordnung ist. Dabei übersehen sie, dass sie in einem Teufelskreis stecken: Alle sind untätig, weil keiner tätig ist. „Wir sehen oft, dass Menschen solche Situationen erlebt haben, ohne einzugreifen. Die schämen sich noch Jahre später“, sagt Boos.

Auch wenn sich Menschen verantwortlich fühlen, können viele nicht einschätzen, ob sie eingreifen sollen oder nicht. „Menschen stellen in solchen Situationen eine Kosten-Nutzen-Rechnung auf“, sagt Boos. Einem anderen Menschen zu helfen, dafür soziale Anerkennung zu bekommen und sich selbst auf die Schulter klopfen zu können, das ist der Nutzen der Zivilcourage. Ge-

sellschaftliche Normen brechen zu müssen, in vermeintlich private Situationen einzudringen und die Möglichkeit, vor aller Augen mit dem Hilfsversuch zu scheitern, das sind die Kosten. Nur wenn der gefühlte Nutzen die Kosten übersteigt, wird auch geholfen.

Um zu zeigen, wie verzwickelt eine solche Kosten-Nutzen-Rechnung sein kann, haben Studenten der Universität Stuttgart 80 Einkaufskartons reißen lassen. Sie simulierten das Malheur auf einem Supermarktparkplatz vor ahnungslosen Kunden und ließen dabei alle Einkäufe auf den Boden fallen. Während Frauen eher beim Aufsammlen geholfen haben, wenn sie alleine mit den Studenten waren, reagierten Männer umgekehrt: Sie griffen eher ein, wenn sie Publikum hatten. „Echte Helden brauchen Zuschauer“, sagt Alle. Bei dieser einfachen Hilfeaktion entstanden nur geringe Kosten – der Zeitaufwand und leichte Anstrengungen. Für Männer, die sich hier als Gentleman profilieren konnten, gab es aber einen viel größeren Nutzen. Die Anerkennung der anderen Passanten war eine Belohnung, die hoch genug war, um sogar den Bystander-Effekt auszuhebeln.

Verantwortungsdiffusion, pluralistische Ignoranz, Angst vor zu hohen Kosten – diese psychologischen Mechanismen lassen uns viel zu oft wegschauen. Nicht nur bei Unfällen und Verbrechen, sondern auch im Alltag, wenn wir Mobbing, Sexismus oder Rassismus erleben. Die gute Nachricht ist: Eine einzige Person reicht, um den Teufelskreis zu durchbrechen. Und die könnten Sie sein.  
THOMAS BLOCK

### Der Bystander-Effekt

Je größer eine Gruppe ist, desto handlungsfähiger ist sie in Notfällen. Drei Mechanismen wirken auf den Einzelnen ein:

**Verantwortungsdiffusion** In Gruppen ist es leicht, die Verantwortung bei anderen zu sehen. „Warum ausgerechnet ich?“ ist eine Frage, die sich dann alle stellen.

**Pluralistische Ignoranz** Wenn wir unsicher sind, was zu tun ist, nutzen wir andere Menschen als Informationsquelle. Menschen das alle so, beobachten sich alle gegenseitig und keiner handelt.

**Bewertungsangst** Selbst wenn wir uns in der Verantwortung sehen, bleibt die Angst, etwas falsch zu machen und sich vor den anderen bloßzustellen. Andere werden leicht als kompetenter beurteilt.

### SIE WOLLEN'S WISSEN!

## Keine Vielfalt im Obstregal

Warum sind die Äpfel, die man im Supermarkt kaufen kann, meistens rot?

Emma Schmid, Neu-Ulm

Das hat unter anderem einen ganz einfachen Grund: Die Kunden wollen es so. „Bei Supermarkt-Äpfeln zählt vor allem die Optik“, sagt der Vorsitzende des Deutschen Pomologenvereins, Michael Ruhnau. Weil Forschungen ergeben haben, dass Konsumenten rote Äpfel bevorzugen, gibt es Ruhnau zufolge heute nur noch wenige grüne Sorten. „Der Handel hat kein Interesse an Sortenvielfalt im Obstregal.“ Vielfalt mache das Geschäft kompliziert. Früchte würden heutzutage über große Entfernungen verteilt. Eine begrenzte Auswahl an Apfelsorten lasse sich aus Sicht der Händler bundes- und europaweit besser vermarkten. Das führe dazu, dass ein Standard-Geschmack etabliert werde, sagt Ruhnau.

Die rote Farbe hat aber auch einen ganz praktischen, natürlichen Grund: Sie schützt die Äpfel vor Sonnenbrand. „Durch die Färbung werden die schädlichen UV-Strahlen des Sonnenlichts absorbiert und können dadurch nicht ins Pflanzengewebe eindringen und dort Scha-

den anrichten“, erklärt Bernhard Watzl, Professor für Physiologie und Biochemie der Ernährung am Max Rubner-Institut in Karlsruhe. „Ein Sonnenbrand auf der Nase entsteht durch geschädigte Zellen, das selbe kann auch Pflanzen passieren.“

Flavonoide, auch sekundäre Pflanzenstoffe genannt, sorgen dafür, dass das Innere der Pflanze geschützt ist. Bei Äpfeln, Beeren oder Tomaten sind es die blauen Antoziane, bei anderen Obst- und Gemüsesorten bilden die gelben Karotinoide eine Schutzschicht. Sie helfen nicht nur gegen aggressive Sonnenstrahlen, sondern auch gegen Pilzbefall. „Grüne Äpfel enthalten auch Flavonoide, aber aus einem anderen Farbspektrum als die roten“, sagt Watzl. „Wenn ein grüner Apfel zu viel Sonne abbekommt, wird er gelb.“

Seit einigen Jahren ist bekannt, dass sekundäre Pflanzenstoffe auch für die Gesundheit des Menschen eine wichtige

Rolle spielen. „Ich rate davon ab, Äpfel zu schälen. Aus Angst vor Spritzmittelrückständen lässt man sich dadurch viele gesunde Stoffe entgehen“, sagt Watzl. Die Schale sei

bei den meisten Obst- und Gemüsesorten Träger vieler gesunder Inhaltsstoffe: „Schauen Sie sich mal einen Salatkopf an: Die äußeren Blätter sind immer etwas grüner und fester als die inneren. Das liegt daran, dass sie das Herz schützen müssen.“

Einen wahren Balanceakt vollführen Pflanzen, die auf UV-Strahlen angewiesen sind. Bäume benötigen sie zum Beispiel für die Photosynthese, die Blätter müssen sich aber auch vor Sonnenbrand schützen. Die Strahlen müssen ins Innere der Blätter eindringen, damit sie in Zucker umgewandelt werden können. Wenn die Sonne aber lange und stark scheint, verbrennen die Blätter und werden gelb und braun – viele Hobbygärtner konnten das in diesem Sommer an den eigenen Pflanzen beobachten. Die grünen Flavonoide konnten häufig nichts mehr ausrichten.

Um möglichst gut mit den Pflanzenstoffen versorgt zu werden rät Watzl dazu, lieber heimisches Obst auf dem Wochenmarkt zu kaufen als süß-gezüchtete Sorten im Supermarkt: „Die alten Apfelsorten haben insgesamt höhere Flavonoid-Werte, sie sind dafür aber auch etwas herber und säuerlicher.“

Laut Ruhnau sind mehr als 2000 Apfelsorten in Büchern über Obstsorten beschrieben: „Das sind aber längst nicht alle.“ Gerade in Norddeutschland gebe es viele Arten, die nicht verzeichnet seien, weil dort im 19. Jahrhundert nur wenige Pomologen aktiv gewesen seien. Der Pomologenverein hat deshalb eine Datenbank gestartet, in der alte und moderne Apfelsorten gesammelt werden. Wie wichtig die Sortenvielfalt bei Früchten ist, zeige die diesjährige Erntesaison. „Insgesamt ist die Apfelernte deutlich schlechter als sonst“, sagt Ruhnau. Weil sich die Baumarten je nach Böden und Klima regional sehr unterscheiden, gebe es trotzdem einige Bäume mit gutem Ertrag.

DANA HOFFMANN und epd

Informationen zu alten Apfelsorten und ihren Anbaugebieten gibt es unter [pomologen-verein.de](http://pomologen-verein.de)



Schöne Schale, süßer Kern – der Kunde will es so.  
Foto: © xiangdong Li / Fotolia.de

### Aha!

**Vergesslich** Ältere Menschen mit niedrigerem Blutzuckerspiegel haben einer Berliner Studie zufolge relativ gute Gedächtnisleistungen. In der Untersuchung zeigte sich, dass die Merkfähigkeit gesunder Teilnehmer mit einem Durchschnittsalter von 63 Jahren stark vom Zucker im Blut abhing. War er hoch, konnten sie sich zum Beispiel Wörter schlechter merken. Für die Studie nahm ein Team der Berliner Charité die Gedächtnisleistungen von 141 gesunden Erwachsenen genau unter die Lupe.

**Sternenreich** Bei ihrer Suche nach erdähnlichen Planeten haben europäische Astrophysiker das bisher umfangreichste Planetensystem an einem anderen Stern aufgefunden gemacht. Um den Stern KOI-351 kreisen demnach sieben Planeten. Sie seien ähnlich angeordnet wie die Planeten unseres Sonnensystems mit kleinen Gesteinsplaneten nahe dem Zentralgestirn und riesigen Gasplaneten in größerer Entfernung, teilte das Deutsche Zentrum für Luft- und Raumfahrt in Köln mit. Das Planetensystem sei allerdings wesentlich dichter zusammengedrängt als andere.  
dpa